

(Nachdruck verboten.)

Es lebe die Kunst!

18] Roman von E. Siebig.

„Ich kann mich ganz gut in Ihre Stimmung hineinberufen. Es war Ihnen gewiß peinlich, gnädiges Fräulein, durch meine Person wieder jene Situation zurückgerufen zu sehen. Es war eine schreckliche Nacht!“

„Oh, noch viel schrecklicher, als Sie denken!“ Helke Räte schlug ihr ins Gesicht, noch einmal fühlte sie all den Zorn und die Scham. Die Worte sprudelten ihr von den Lippen, ohne daß sie es wollte; es that ihr wohl, ihrer Erregung Luft zu machen. Und war sie ihm, sich selbst nicht eine Erklärung schuldig? Sie erzählte ihm ihr Abenteuer mit Eijentlohr — alles; jetzt, da sie es zum erstenmal laut gesprochen von der eigenen Stimme hörte, kam es ihr noch viel empörender vor. Die Thränen schossen ihr in die Augen, mit zitternder Stimme schloß sie: „Und daß man sich das so ruhig gefallen lassen muß! Ich hatte so viel Vertrauen. Jetzt ist es weg!“

„Es war eine bittere Enttäuschung!“ sagte er ernst. „Aber der Künstler muß wohl durch Enttäuschungen gehen.“

Sie drehte rasch den Kopf nach ihm. „Woher wissen Sie das?“

„Ich denke es mir,“ sagte er einfach.

„Sie sind doch selbst nicht Künstler?“

„Oh nein. Ein sehr simpler Kaufmann. Ich bin Buchhalter an der Deutschen Bank, einer von vielen. Nicht einmal studieren konnte ich — er seufzte — „ich wollte es so gern! Unsere Verhältnisse erlaubten es nicht. Mein Vater ist früh gestorben; meine Mutter hat mich notdürftig durchgebracht. Jetzt ist sie auch tot.“ Seine Stimme war leise geworden. Er schweig einen Augenblick. Dann sagte er frisch: „Aber ich habe gern gelesen, viel gelesen; ich habe immer eine große Bewunderung für die Kunst gehabt. Und dann habe ich so lange mit Heider verkehrt, wir waren Stubennachbarn, ehe er mit Erdmann zusammen herauszog. Ich verdanke ihm viel Anregung. Ich kann freilich nur nachempfinden.“

„Und ist das nicht auch etwas?“ sagte sie herzlich.

„Wenn doch alle Menschen nachempfinden könnten, dann müßte es herrlich sein, zu schreiben! Es ist traurig — ihr Gesicht wurde erregt, sie zog die Brauen schmerzlich zusammen — „früher habe ich's nicht geahnt, jetzt weiß ich's — es giebt so wenig Verständnis!“ Blitschnell dachte sie an Frau Kistemacher und Leonore. „Man ist doch sehr allein!“

„Das glaube ich wohl!“ Er sah sie offen an, ein ganzes, volles Mitempfinden lag in seinem Blick. „Wer etwas anstrebt, das ihn abseits der großen Heerstraße treibt, der“ — er stockte und brach ab, Heider kam gelaufen.

„Nun, ihr habt euch ja so abgefordert, was ist denn los?“ rief er und sah scharf in Elisabeths Gesicht. „Rehmt mich doch auch mit.“ Sein Blick glitt zwischen beiden hin und her. Er drängte sich an des Mädchens Seite; auf dem engen Pfad hatten drei neben einander nicht Platz, Ebel mußte ein paar Schritte hinterher gehen.

„Warum sind Sie so verstümmelt, Elisabeth?“ fragte Heider unruhig.

„Wieso?“ Ihre Stimme klang verlegen. „Gar nicht!“ Sie schüttelte den Kopf.

„Doch, doch, Sie müssen es mir sagen!“

Sein Drängen war ihr peinlich. Schade, daß ihr Gespräch mit Ebel unterbrochen worden war, ein leises Bedauern regte sich in ihr. Wertwürdig, wie gut der fremde Mensch sie verstand! Wie zartfühlend er war!

Unwillkürlich drehte sie den Kopf nach ihm — da ging er, so bescheiden — ob er auch Heiders Vordrängen nicht übel genommen hatte? Sie nickte ihm zu: „Wir haben uns sehr gut unterhalten, nicht wahr, Herr Ebel?“

Sein ernster Blick erhellte sich, ein leichtes Rot stieg ihm in die gebräunten Wangen bis hinauf in die Stirn. Man sah ihm die Freude über ihre Worte an; er verbeugte sich dankend. Ihre Augen begegneten sich rasch und blieben für Sekunden ineinander haften. In des Mädchens Blick lag ein stilles, sicheres Vertrauen, in dem seinen eine verehrungsvolle

Bewunderung. Elisabeth fühlte ihr Herz klopfen in einem Gefühl der Freude — ja, er verehrte sie! Sie freute sich wie ein Kind darüber.

Heider war von einer mehr als gewöhnlichen Lebhaftigkeit. Er schlug vor, den andern nachzujagen, die sich querwaldein zwischen die Kiefernstämme verloren hatten. Er riß die beiden mit sich fort, bald waren sie getrennt.

Es war dämmrig. Zwischen den Stämmen sah Elisabeth Ebels hellen Anzug schimmern; seine Gestalt, die nicht größer war, als die Erdmanns, überragte diesen doch. Er hielt sich sehr gerade. Jetzt sah sie, wie er Fräulein Ritter das Kind abnahm und es trug; es jauchzte von seinem Arm herunter. Er sprang und lief, immer lauter klang Heidis Jubel.

„Ihr Freund ist wohl sehr gut?“ sagte sie aus ihren Gedanken heraus zu Heider, der nicht von ihrer Seite gewichen war.

„Wer? Ebel?“ Er warf einen raschen Blick auf sie. „Und ob! Ein riesig netter Kerl! Pumpt uns jederzeit. Nur schade um ihn, ein bißchen Philister! Gefällt er Ihnen?“ Sie schien seine Frage nicht gehört zu haben.

„Nun?“ Er lachte gezwungen. „Können Sie sich denken, daß ein Mädchen sich in den verliebt?“

Sie schweig. Und dann nach mehreren Minuten kam es langsam von ihren Lippen, jedes Wort war schwerfällig betont: „Ich weiß es nicht. — Wir wollen zu den anderen gehen!“ sagte sie plötzlich. Eine Angst kam über sie.

Heider faßte ihre Hand. „Lassen Sie doch die anderen!“ Er befiel ihre Hand in der seinen, und sie ließ sie ihm zerstreut, sie fühlte gar nicht seinen Druck.

Ihre Gedanken irrten unthier, wie aufgeschreckte Nachtvögel sich ängstlich verflatternd. Wie eine Vision tauchte Marie Ritter hinter den schwarzen Schatten der Bäume auf — nun Ebels Gestalt — das Kind lachte — nun war alles weg! Eine Unruhe sondergleichen war in ihre Glieder gegossen, sie empfand fast einen körperlichen Schmerz, ihre heißen Finger zuckten.

Hinter den Erlenbüschen schwebte der Mond auf, jetzt stand er über'm See. Eine sehnsüchtige Stimmung strömte nieder mit seinem milden Licht.

Elisabeth blieb stehen. Dann, Schritt für Schritt, wie magnetisch gezogen, näherte sie sich dem Ufer. Heider wollte sprechen, sie schüttelte ablehnend den Kopf und sah, wie geistesabwesend, stumm in die Ferne.

Da lag der See, gleich einer Perlmuttermuschel, mattglänzender, von unbestimmter blau-grau-grüner, süßlicher, goldener Farbe. Ein wunderbarer, tauiger Duft stieg vom Grasrand auf und mischte sich mit dem Harzgeruch der Kiefern. Er streichelte lind ums Gesicht. Kein Zugwind mehr, kein Atemzug. Spinnwebzarte Nebel schwebten aus dem Köhricht, mit Gedankenschnelle sich verdichtend, sich vergrößernd, aufsteigend wie weiße Wolken und, vom Mondlicht berührt, in nichts zerfließend.

O, sich auflösen wie jene, dahinschweben auf den Zaubersstrahlen des Mondes — ganz vergehen! Sie atmete, als sollte ihr die Brust springen. Es wuchs, es schwoll in ihr. Jetzt war es zu groß, zu schwer für eine Seele, dies Uebermaß von Gefühl, dies unbestimmte Sehnen, dieser Ansturm von Gedanken, dies gewaltige Drängen: hinauf, hinauf! Unbeschreibbar schön und doch angstvoll schrecklich dieses einsame Schweben über der Welt — immer höher — immer einsamer. —

Sie schauderte und legte die Hände vor's Gesicht.

„Wollen wir auf dem See fahren?“ fragte Heider leise.

Wie im Traum folgte sie ihm zum Landungssteig. Er half ihr in einen Nachen, dann legte er sich in die Ruder; von seinen kräftigen Stößen getrieben, stog das leichte Fahrzeug hinaus auf die glatte Fläche. Wie lange Finger griffen die Mondstrahlen; sie übergossen das Mädchen auf der schmalen Bank in der Mitte des Naches mit Zauberglanz.

Elisabeth saß regungslos, das verträumte Gesicht hob sie zum Himmel auf; das Mondlicht hatte das Rot ihrer Wangen weggenommen, sie schienen blaß, schmaler, von einem sehnsüchtigen Hauch angeweht. Ihre Augen waren weit geöffnet; übergroß, mit suchendem Blick starrten sie in den nächtlichen

Himmel. Ihre halbgeöffneten Lippen fogen in durstigen, tiefen Atemzügen die feuchte Nachtluft ein.

Sie sprachen kein Wort. Heider sah sie unvertwandt an. Er rüderte hastig aus der breiten Lichtstraße heraus, die der Mond auf dem Wasser abgrenzte.

Jetzt waren sie auf der anderen Seite. Nun zog er die Muder ein und kauerte sich zu ihren Füßen nieder. Um sie breitete sich das lautlose Wasser dunkler, die Ufer waren nicht zu erkennen, es floß ins Unendliche. Der Rahn stieß ins Köhricht — es raschelte, ein Frosch quakte — dann alles wieder still. Sie glitten hinein ins Schilf, immer tiefer hinein; dicht wie eine Wand hob es sich zur Rechten und Linken, manns hoch wuchs es über ihren Häuptern, mit zartem Gesäusel schloß es sie ganz ein. Nichts zu sehen, nichts zu hören — eine Welt gab es nur noch in der Erinnerung; ein tiefes, wohliges Vergessen lullte alles ein.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Don den Raupen.

Zu den bestgehaßten und verfolgten Geschöpfen gehören sicherlich die Raupen. Und gewiß, sie werden uns manchmal recht unbequem, wenn sie z. B. aus Baum und Strauch an ihren langen Spinnfäden auf Haare und Kleidung herabschweben oder uns aus lustiger Höhe unerbetene Gastgeschenke in Tassen und Seidel regnen lassen, wenn sie im Sommer die wohlgepflegten Lieblinge im Garten schonungslos verheeren oder uns im Herbst aus Apfel und Pflaume appetitraubend angrinsen. Ein wenig kann uns mit dieser ihrer Tendenz vielleicht die Betrachtung versöhnen, daß ohne Raupen auch nicht die leichtbeschwingten bunten Sommervögel Feld und Gaim durchgaulein würden — ein wenig vielleicht auch der Umstand, daß fast jede Raupe, als Individuum betrachtet, ein recht interessantes, der Beachtung und Beobachtung wertbes Wesen ist.

Zuerst: kann man sich ein hilfloseres, zur Verteidigung wie zur Flucht gleichermaßen ungeeignetes Geschöpf denken? Im Vergleich mit ihr erscheint selbst der Regenwurm mit seinem dunklen Zufluchtsort und seinem die stärksten Verletzungen überwindenden Regenerationsvermögen im Vorteil. Die Sinne der Raupe sind sehr schwach entwickelt. Die kleinen Punktaugen an den Seiten des hornigen Kopfschildes nehmen kaum mehr als den Unterschied von Hell und Dunkel wahr, während Geruchs- und Gehörsorgane völlig zu fehlen scheinen. So bleibt nur der die Futterwahl leitende Geschmack und das durch die Haut vermittelte Gefühl übrig. Die äußerst langsame Fortbewegung, durch drei Paar kurze, hornige Brustfüße, mehrere Paar saugnapfartige Bauchfüße und einige Nachschieber am Hinterleibe bewerkstelligt, ist wenig geeignet, das Tier feindlichen Nachstellungen zu entziehen, und hört zudem während der mehrfachen Häutungen ganz auf. Wenn trotzdem so viele Raupen unangefochten ihres Daseins Kreise vollenden, durch den Puppenstand zu glänzendem, wenn auch kurzem Falterleben gelangen, so muß diese Schutzlosigkeit vielfach doch wohl nur ein trügerischer Schein sein.

Schon die Ortsbewegung der Raupen ist nicht in allen Fällen auf das Streichen beschränkt. In jugendlichem Zustande vermögen manche Arten sich vom Winde fortragen zu lassen, und zwar geschieht das bald mit Hilfe eines zarten Fadengepinnstes, wie beim Schwammspinner, der auf diese Weise neue Nährpflanzen erreicht, bald vermittelt sogenannter aerostatischer Vorsten. Diese treten z. B. bei der Nonnenraupe, aber nur bei neugeborenen Tieren, auf, und verschwinden nach der ersten Häutung. Diese auf den Warzen des Rückens und der Seiten sitzenden feisten Vorsten sind an ihrem unteren Teile von einem turgelförmigen, zartwandigen, luftgefüllten Gliede durchbrochen und erleichtern dadurch das Fortführen der Raupen durch den Wind. Auch die leicht verwehten Raupen des Schwammspinners sollen in zarter Jugend solche Vorsten tragen.

Ein vorzügliches Mittel, sehr schnell von der Stelle zu kommen, besitzen die Raupen in dem Spinnfaß, der in der Spinndel an der Mitte der Unterlippe erzeugt wird und durch zwei große Spinnrüfen fadenweise hervortritt. Freilich können sie sich an diesen Fäden nur von oben auf tiefer gelegene Futterplätze herablassen; aber auch als Mittel, den Feinden zu entgehen, sind die Spinnfäden vorzüglich geeignet. Namentlich kleine Raupen lassen sich bei der geringsten Störung blylschnell an ihnen herab und entgehen so dem überraschten Gegner regelmähig. Versuchen wir z. B. an den Apfelbäumen im Garten die Nester der Apfel-Gespinnstmotte zu vernichten, so haben wir uns wohl zu hüten, das Gespinnst vorzeitig zu berühren; im Nu hat sich wohl sonst die kleine Gesellschaft herausgeschlängelt und ist spurlos verschwunden.

Manche Arten bedürfen nicht einmal dieses Schutzes, da sie in Holz, Pflanzenstengeln, Knospen und Wurzeln verborgen ihr Zerstorungswerk im Finstern betreiben; dabei Aciden sie sich in ein zartes, rosiges oder elfenbeinfarbiges Gewand. Andere ruhen tagsüber und führen ihre Plünderungszüge mit anbrechender Dunkelheit aus, wie die Raupen der Saat- und Ackerulen. Wenn wir, durch die Fraßspuren und den hinterlassenen Kot aufmerksam gemacht, genau nachsuchen, so finden wir sie, teils am Boden unter Blättern, teils in Erdlöchern

verborgen, die walzigen, feisten glänzenden Raupen der Winteraule, der Hausmutter, der selteneren Saateule und anderer. Zusammengerollt und durch ihr erdfarbiges Gewand gedeckt, pflegen sie der Verdaunung. Wollen wir sie über ihren Unthaten ertappen, so müssen wir den Krautgarten nachts mit einer Laterne absuchen.

Sehr viele Raupen sind schon durch ihre Farbe, die derjenigen ihrer Futterpflanze völlig gleicht, vor Nachstellungen geschützt. Raupen, die sich von verschiedenen Pflanzen nähren, nehmen sogar ein der Farbe des jeweiligen Futterkrauts entsprechendes Gewand an. So sind die Raupen eines Spanners auf dem Kreuzkraut und der Goldrute gelb, auf der Glodenblume rötlich, auf Kamillen weiß, auf Veisfuß violett oder graugrün, auf Haidekraut trübrot. Andere Arten, denen die Natur dies täuschende Kleid versagt hat, verstehen es, ihren Leib durch eine Hülle aus Blatt- und Zweigfragmenten, Nadeln, Gras und Sand, die mittels Spinnfäden verknüpft sind, unenttlich zu machen. Aus diesem Sack schaut nur der Kopf mit den drei ersten Leibesringen hervor, welche die zum Klettern unentbehrlichen Brustbeine tragen, während die Bauchfüße meistens verknümmert sind. Sogar im Wasser halten sich einige Raupearten in dieser Verkleidung auf, z. B. die Raupe eines Kleinschmetterlings, die sich aus ovalen Blattfäden des Laichkrauts oder der Seerose ein Gehäuse baut, eines anderen, die das Entenslott zu diesem Zweck benutz, und einige südamerikanische Färenraupen. Sie fressen und atmen im Wasser; die Atmung vollzieht sich anfangs durch die Haut, später, indem das Gehäuse auf noch unerklärte Weise bleibend mit Luft gefüllt wird, durch die Atmungslöcher in den Leibesringen.

Die interessanteste Schutzvorrichtung treffen wir jedoch in der als Mimicry bezeichneten Nachahmung lebender oder lebloser Gegenstände der Umgebung. Sie ist in einem seltenen Grade der Vollendung und bei so zahlreichen Arten ausgebildet, daß hier nur einige Beispiele aufgeführt werden können. Fast alle Spannerraupen gleichen abgestorbenen Ästchen oder Blattstielen, nicht nur hinsichtlich der Farbe, die das Braun- oder Graugrün der Zweige getreu kopiert, sondern auch der Gestalt nach. Es fehlen ihnen vor allem die Bauchfüße, während die Afterfüße so weit nach hinten gerückt sind, daß die Raupe durch sie allein gestützt, sich ihrer ganzen Länge nach im Winkel von 45 Grad schurgrader von dem umklammerten Zweige fortstrecken kann und an der Ansatzstelle organisch mit ihm verwachsen erscheint. Die sechs Brustbeine werden bei dieser Stellung so an den Leib gedrückt, daß sie kaum sichtbar sind oder die Ansatzstellen abgefallener Blätter, sogenannte Blattnarben, vortäuschen. Auch Auswüchse, Spizen und Erhöhungen verschiedenster Art ahmen an diesem Tierzweige befindliche Blatt- und Stengelreste täuschend nach. Der Vorderleib ist nicht selten wie ein jüngerer Zweigteil seitlich abgelenkt, und ein vom Munde zum wirklichen Zweige gehender, dem bloßen Auge kaum sichtbarer Spinnfaden gewährt dem sichtbar erstarrten Körper in seiner unnatürlichen Haltung eine Stütze. Es macht dem Raupenfreunde wirklich Vergnügen, einen dieser Erscheinung Unkundigen zu einer Epheuwand oder einem Lindenzweige zu führen, ihm die handgroße Fläche zu zeigen, innerhalb deren die Raupe sitzt, und dem vergeblich Suchenden auf diese Weise die Wirkung der Mimicry ad oculos zu demonstrieren.

Wie ungemein wirkungsvoll diese Art Nachahmung bei Raupen ist, ergibt sich daraus, daß sie dem Unkundigen völlig unbekannt bleibt. Er verkennt das Tier unter der Maske völlig. Was sollte ihn z. B. bewegen, diese verdächtigen, weiß und braun gefärbten Häuschen auf den Blättern des Himbeer- oder Haselstrauchs zu berühren — man kennt ja ihren Ursprung! Thäte er es, so würde er sie zu sich krummenden Mäupchen werden sehen. Hier zeigt uns der Kenner eine Raupe, die dem noch unentfalteten Blatt ihrer Nahrungspflanze aufs Haar gleicht, dort eine andere, die die Frucht der übrigen täuschend nachahmt. Selbst so auffallend gefärbte Tiere wie die Raupe des ebenfalls zu den Spannern gehörenden Harlekins sind ausreichend geschützt. Im Mai findet man die halberwachsenen Individuen nicht etwa auf der Oberfläche, sondern am Rande der Blätter des Stachelbeerstrauchs, und dort haben sie den Körper im Zickzack hin- und hergebogen, so daß sie sich den Liebensheiten des Blattrandes anschmiegen. So werden nur die rötlichen Seitenteile der Raupe sichtbar, und diese ahmen auf eine gewisse Entfernung die von Natur rötlichen Ränder vieler Blätter vollkommen nach. Später findet man die älteren Harlekinsraupen an den dunkelsten Teilen des Strauchs den Zweigen angeschmiegt; berührt man diese, so lassen sie sich blylschnell zur Erde nieder, rollen sich sofort zu einem Ringe zusammen und gleichen dann vermöge ihrer hauptsächlich weißen Färbung dem Mist von Vögeln. Sie scheinen zu wissen, daß sie dadurch geschützt sind, denn sie bleiben lange in der Lage.

Außer diesen rein passiven Verteidigungsmitteln finden wir bei vielen Arten auch solche aktiver Natur, und zwar teils harmloser, teils wirklich schädlicher Art. Zu den ersteren gehört die Eigentümlichkeit mancher Raupen, bei der leisesten Verührung den ganzen nur auf die „Nachschieber“ gestützten Körper gewaltig hin und her zu schlenkern, ein Manöver, das seine Wirkung, nämlich schleunigen Rückzug des erschreckten Feindes, selten verfehlt. Andere erreichen daselbe, indem sie verborgene Hörnchen oder Schwanzgabeln hervorstrecken oder unter sphingartigem Emporkrängen des Vorderleibes dunkle, von einem irisartigen Kreise umgebene Augenflecke sehen lassen. Die Raupen einiger Sphingarten, auch die des Weidenbohrers, spritzen, wenn sie plötzlich erschreckt werden, eine widerlich riechende Flüssigkeit aus dem Munde.

Selbstverständlich sind alle die Abwehrmittel nur im Kampfe gegen feindliche Mächte aus der umgebenden Tierwelt erworben und von Nutzen. Wir können bei ihrer Betrachtung nur die Fingigkeit der Natur zur Erreichung ihrer Zwecke, Erhaltung des Individuums und der Gattung, bewundern. Aber in einem Falle kam die Raupe doch auch dem Menschen gefährlich werden. Sehr unangenehm hat gewiß mancher Leser schon die Berührung mit den Haaren einiger Raupen empfunden; diese Organe stechen gewöhnlich auf kleinen Drüsen, von denen sie den unsere reizenden Stoff zu empfangen scheinen. Zu diesen mit Nesselhaaren versehenen Raupen gehört besonders die des Prozessionsspinners, des Schwammspinners und einiger verwandter Arten. Der berühmte Biologe Fritz Müller sah in Brasilien auf einer großen rottöpfigen, durch lange Stachelhaare geschützten Raupe eine kleinere schwärzliche, die sich durch die Haare ihres größeren Gefährten völlig geschützt fühlte, von ihr herab kleine Löcher in das Blatt fraß, auf dem jene ruhte, und sie nach ihrem Tode nur verließ, um ihre Zucht zu einer anderen Raupe derselben Art zu nehmen. Einen merkwürdigen Gegensatz hierzu bilden die Fälle von fleischfressenden Raupen, welche gelegentlich, von lammbalgschen Gellisten gepackt, über ihresgleichen herfallen und sie verzehren.

Alle diese interessanten Thatsachen aus dem Raupendasein werden Leute praktischen Berufs, Landwirte, Gärtner und Förster, nicht mit den glatten oder haarigen Gefellen verhöhnen können. Ihr Haß gegen alles, was Raupe heißt, ist berechtigt; andererseits aber dürfen wir nicht vergessen, daß der Mensch selbst erst durch Bebauung ungeheurer Flächen Landes mit Pflanzen derselben Art den Anlaß zu der gelegentlich alles Maß überschreitenden Vermehrung der Raupen giebt. Jede Raupe ist an eine oder einige wenige Futterpflanzen gebunden. Findet sie diese in so überreichem Maße, wie die Natur sie zusammenschafft, so ist ihr Gelegenheit zu einer immensen Zerstörung geboten, und so entstehen dann die fürchterlichen, mit elementarer Naturgewalt einherreitenden, den Landmann und Forstwart mit Entsetzen erfüllenden Raupenjahre. Glücklicherweise treten diese Fälle nur zwei- bis dreimal im Verlaufe eines Jahrhunderts ein, auch sind es nur wenige Arten, denen diese immense Fruchtbarkeit innewohnt. So erschien z. B. die Raupe, eine der gefährlichsten Spinnraupen, 1825 im Böhmerwalde, seit 1852 in Ostpreußen, Polen und Pommern, 1890 in Bayern und vernichtete jedesmal Hunderttausende von Morgen Waldes. Die von Gras und Wurzeln lebende Raupe der Graseule, die in kurzer Zeit smaragdgrüne Wiesenpläne in staubgraue Wüsten verwandeln kann, trat ebenfalls dreimal in der verberlichstesten Weise auf: 1807 in der Gegend von Harzburg und ebendasselbst noch einmal 10 Jahre später, wobei sie eine Fläche von 3000 Morgen vollkommen laht fraß, und 1881 in einem Waldrevier am Rennsteig in Thüringen. Ebenso tritt die Raupe des Kiefernspinners periodisch hervor, vermehrt sich in zwei bis drei Jahren so ungeheuer, daß der Wald nur noch dazu vorhanden zu sein scheint, um den Millionen heißhungriger Wehrvölle zum Futter zu dienen, und verschwindet dann wieder so völlig, daß man Nüsse hat, einzelne Exemplare aufzutreiben.

Zahlen geben einen, wennschon nicht vollkommenen Begriff von der furchtbaren Gewalt, mit der ein solches Naturereignis hereinbricht, unabwendbar wie eine Sturmflut und jeglicher Abwehr spottend. Es war am 20. Juni 1853, als im Nothebuder Forst der durch den Hunger von der polnischen Grenze nach Ostpreußen hin getriebene Röhren-Schmetterling erschien. Wie ein Schneegestöber zog's herbei, Bäume und Gebüsch waren mit Faltern förmlich inkrustiert, und die Oberfläche des Billungsees erschien von ertrunkenen Tieren wie mit Schaum bedeckt. Die Forstverwaltung schritt sofort energisch ein. Es wurden während der Flugzeit etwa 1½ Millionen weibliche Falter und vom 8. August bis zum 8. Mai des folgenden Jahres 300 Pfund Eier, d. h., da auf ein Lot mindestens 15 000 Stück gehen, etwa 150 Millionen Eier gesammelt. Trotzdem war im nächsten Frühjahr die Zahl der Raupenpiegel, selbst in drei- bis viermal abgesehenen Beständen, so ungeheuer, daß für den Morgen Forst 100 Arbeiter nebst 20 Aufsehern zur völligen Ausrottung nötig gewesen wären, also für das ganze schon einmal abgesehene, 14 500 Morgen große Revier eine Armee von 1½ Millionen Menschen, mehr als die ganze Provinz Einwohner besaß. Das Jahr 1855 brachte den Höhepunkt der Entwicklung, aber auch den Zusammenbruch, indem nun Nahrungsmangel, Krankheit und Scharroher die Unholde fast ebenso schnell vertilgten, als sie gekommen waren. Die Größe der verbeerten Fläche aber betrug in Ostpreußen allein 414 244 Morgen, die Masse des getöteten Holzes ungefähr 4½ Millionen Klafter.

Es ist unter solchen Umständen ein Glück, daß den Raupen in Scharroher, besonders aus den Schlupfvespen, und in mikroskopisch kleinen Pilzen Feinde entstehen, denen sie ebenso wenig gewachsen sind, wie der Wald ihnen. Schon hat man — im Berliner Botanischen Garten — Versuche gemacht, einen solchen Infektionspilz zu züchten und, wie den Bacillus des Mäusepfluges den Feldmäusen gegenüber, zur Erzeugung von Raupenepidemien zu verwenden. — Hermann Verdow.

Kleines Feuilleton.

— Was empfinden die von wilden Tieren Ueberfallenen? Der Tod durch wilde Tiere wird gewöhnlich für eine der schrecklichsten Todesarten gehalten. Ein englischer Gelehrter, Crowther Sirsi, der soeben ein Buch unter dem Titel „Is nature cruel?“ ver-

öffentlicht hat, kommt indessen zu einer anderen Ansicht. Die Frage kann natürlich nicht anders untersucht werden, als indem man sich an solche Personen wendet, die von wilden Tieren angefallen wurden, aber trotz schwerer Verwundung sich wieder erholten, so daß sie dieselben Empfindungen wie die Getöteten, wenigstens in ihren wichtigsten Stadien, durchgemacht haben. Einige solche Zeugnisse liegen in Reise- und Jagdberichten vor; andere Personen, die in Betracht kamen, hat der erwähnte Gelehrte sorgfältig ausgefragt. Schon vor fast fünfzig Jahren hat Livingstone seine Empfindungen bei einem Ueberfall durch einen Löwen kurz geschildert: Der Arm wurde ihm zerrissen und trotzdem empfand er weder Schmerz noch Schrecken. Die neuerdings Befragten haben sich ausführlicher über ihre Beobachtungen und Gefühle in den entscheidenden Momenten ausgesprochen. Oft waren die Eindrücke der Ueberfallenen nur von ganz kurzer Dauer, alsdann trat sofort eine durch Stockung des Herzschlages hervorgerufene Ohnmacht ein, die sie zunächst aus der Welt entrierte und jede Empfindung aufhob. So sagt ein englischer Kapitän aus: „Die Löwin kam in gestrecktem Galopp auf mich zu und riß mich um; ich fiel in wenigen Augenblicken in Ohnmacht. In der That kam ich nur wieder zum Bewußtsein, nachdem ich wieder aufgerichtet war. Der Stoß und der Blutverlust hatten mich außer stande gesetzt, den Schmerz zu fühlen. Ich litt erst mehrere Tage später Schmerzen . . .“ Dagegen berichtet ein englischer Leutnant: „Was meine Empfindungen während des Angriffs des Löwen betrifft, so muß ich sagen, daß ich keinerlei Schmerz verspürte. Ich bemerkte jedoch sehr deutlich, daß er mich biß; ich hatte vollständig das Bewußtsein, ganz abgesehen davon, daß ich es auch sah, daß das Tier dabei war, mich zu beißen, aber der Schmerz blieb aus.“ Dabei hatte der Leutnant seine Kollabiertheit und seine Urteilskraft so gut bewahrt, daß er zwei Patronen aus seiner Tasche herauszog und einem Kaffern zuwarf, damit dieser sein Gewehr laden konnte. In keinem Augenblick verspürte er eine Linderung seines Geistes. In vielen Fällen werden die geistigen Fähigkeiten nicht im geringsten berührt. G. Nebe, ein Arzt im Krankenhaus von Srinagar in Kaschmir, hat in jedem Jahr etwa ein halbes Duzend Personen zu behandeln, die von Wären angefallen wurden. Er hat alle nach ihren Eindrücken während des Ereignisses befragt, und in allen Fällen erhielt er die Auskunft, daß sie im selben Augenblick keinen Schmerz verspürt hätten. Es scheint, so fügt er hinzu, daß der Geist sehr ruhig ist, beinahe in einem Grade, daß die Opfer ihre Lage analysieren, sich fragen, was das Tier nun thun wird. Der Schmerz fehlt bisweilen so vollständig, daß einer der Verwundeten glaubte, der Wäre hätte ihn nur den Hofenboden fortgerissen, während er ihn in Wirklichkeit auch arg zerfleischte hatte. Bemerkenswert ist es auch, daß die Tastsensibilität oft fortdauert, während das Gefühl für den Schmerz schon aufgehört hat. „Der Wäre lag auf mir,“ erzählt Watts Jones, „und biß mich zwei oder dreimal ins Bein. Ich fühlte, wie das Fleisch zerrissen wurde, aber ich empfand keinen Schmerz. Es machte mir den Eindruck, als ob mir unter Anwendung von Betäubungsmitteln ein Zahn gezogen würde.“ In manchen Fällen weiß der Verwundete sogar überhaupt nicht, was ihm zugestoßen ist. Ein Treiber bei einer Tigerjagd wurde von dem Tiere unter dem Arm ergriffen und furchtbar verwundet. Dieser Mann, dem mehrere Rippen gebrochen und dessen Lungen schwer verletzt waren, lebte nur noch sechs Stunden, aber er hatte nicht die geringsten Schmerzen und war doch bei völliger Klarheit des Geistes; er beklagte sich nur über ein Kältegefühl. Gewiß giebt es auch Ausnahmefälle, in denen der Verwundete furchtbare Schmerzen leidet; so erzählt z. B. Hansard von einer Tigerjagd: „Wir hatten noch nicht 150 Meter in dieser Richtung zurückgelegt, als ich plötzlich einen heftigen Schlag auf die Schulter fühlte. Ich wendete mich um, und zu meinem Schrecken bemerkte ich den offenen Rachen eines ungeheuren Tigers keine drei Centimeter von meinem Nacken entfernt. Mir wurde schwarz vor den Augen . . . Ich weiß nicht, ob ich ohnmächtig wurde. Das erste, woran ich mich noch erinnern, ist, daß ich auf den Boden hinglitt. Der Kopf lag niedrig, das Gesicht war gegen den Boden gerichtet, der Tiger stand auf mir und biß in den Hals. Der Schmerz, den ich empfand, war schrecklich; ich hatte ein Gefühl, als ob mein Schädel ganz in Atome zerschmettert wurde. Zweimal schienen sich die Kinnbacken zu schließen und ich glaubte, alles sei zu Ende. Dann hatte ich die Erinnerung eines plötzlichen Nachlassens, das Tier stand nicht mehr auf meinem Nacken, und ich sah es seitwärts rollen. Ein anderer Jäger hatte es glücklich getroffen.“ Aber dieser Fall ist, wie gesagt, eine Ausnahme. Von den 62 Personen, die einen solchen Ueberfall erlebt haben und deren Aussagen Sirsi in seinem Buche zusammengestellt, sind es nur zwei, die erklären, Schmerzen gefühlt zu haben. —

Musik.

— Mozarts erstes Auftreten in Frankfurt a. M. Die „Allgemeine Musik-Zeitung“ erinnert in ihrer letzten Nummer im Anschluß an ein von dem Frankfurter Verein für Geschichte und Alterthum im Jahre 1876 herausgegebenes „Neujahrsblatt“ an ein paar höchst interessante Zeitungsnotizen aus dem Jahre 1763, in denen die ersten Konzerte des jungen Mozart und seiner Schwester in Frankfurt angeklungen werden. In dem umständlichen Stil der damaligen Zeit werden die Frankfurter in den Scharfschen Saal auf den Liebfrauenberg zum 18. August geladen, „wobei man zwei Kinder, nemlich ein Mädchen von 12 und einen Knab von 7 Jahren, Konzerten, Trio und Sonaten, Dann den Knaben das neuliche auf der Violin mit unglaublicher Fertigkeit wegspielen hören

wird." Das „Unerhörte“ und „Unglaubliche“ werde auch, wie man hoffe, den Frankfurter einigem Vergnügen bereiten, da man denjenigen noch zu erwarten hat, der mit Wahrheit zu sagen im Stande ist, daß er dies von Kindern solchen Alters gesehen oder gehört hat.“ Das Konzert würde das einzige sein, da die Kinder ihre Reise nach Frankreich und Engeland fortsetzten. Die Person zählt einen kleinen Thaler. Gar so streng scheint der Vorsatz, nur ein Konzert zu geben, von vornherein nicht gewesen zu sein, denn am 30. August findet sich wieder eine Notiz, daß die allgemeine Bewunderung die bereits dreimalige Wiederholung des nur für einmal angelegten Konzertes nach sich gezogen habe, ja auch die Ursache davon sei, daß an diesem Tage noch eins, „aber ganz gewiß das letzte“ sein würde. Dabei wird „das Mägdlein und der Knab nicht nur Concerte auf dem Clavessin oder Flügel und zwar erstens die schwersten Stücke der größten Meister spielen; sondern der Knab wird auch ein Konzert auf der Violin spielen, bei Sinfonien mit dem Clavier accompagnieren, das Manual oder die Tastatur des Claviers mit ein Tuch gänzlich verdecken, und auf dem Tische so gut spielen, als ob er die Claviatur vor Augen hätte; er wird ferner die Entfernung aller Töne, die man einzeln oder in Accorden auf dem Clavier, oder auf allen nur erdenklichen Instrumenten, Cloden, Klässen u. s. w. anzugeben im Stande ist, genauest benennen. Letztlich wird er auf einer Orgel (so lange man ihm zuhören will und aus allen, auch den schwersten Tönen, die man ihm benennen kan) vom Kopfe phantastieren, um zu zeigen, daß er die Art, die Orgel zu spielen versteht, die von der Art, den Flügel zu spielen, ganz verschieden ist.“ Diesem letzten Konzert hat bekanntlich auch Goethe beigewohnt. Er äußerte darüber gegen Erdmann, daß er damals 14 Jahre alt gewesen, sich aber noch nach fast 60 Jahren „des kleinen Mannes in seiner Friur und Degen ganz deutlich erinnere.“

Völkerkunde.

Im Museum für Völkerkunde sind die Sammlungen aufgestellt, die Dr. Hermann Meyer von seinen früheren Reisen im Quellgebiet des Xingu im Inneren von Brasilien mitgebracht hat. Am wichtigsten davon sind nach einem Verzeich der „Nat. Ztg.“ die von den Kabuqa, einem Karaimenstamme, heimgebrachten Gegenstände. Interessant sind namentlich die mannigfachen Tanzgeräte: Federdiademe, Kopfreifen aus Bast, Tanzrasseln, Masken, ein beweglicher Vogel aus Holz, Tanzstäbe u. a. Auf den Maskeln aus Kürbis mit Holzfüß sind viele Gestalten von Tänzern in Form eines B eingegraben, wo der wagerechte Strich in der Mitte den ganzen Menschen, der senkrechte die ausgebreiteten Arme mit herunter hängenden Händen bezeichnen soll. Dieselbe primitive Gestalt ist auch in der Verlängerung des Stiels der Maskeln und auch isoliert auf denkbar einfache Weise plastisch dargestellt. Dazu kommen eine Menge anderer Tierfiguren aus Bast und Holz roh verfertigt. Von den Aneko ist eine Art Maskenhang von der Größe einer Hütte mit fast rundem gewölbtem Dach und bis zur Erde reichenden Bastfransen vorhanden. Bei den Trumai fand Meyer runde Masken von Holz. Erwähnt seien ferner Cigaren, eine Matte zum Aufbewahren von Tabak, ein zierlicher Kopfständer aus Rohrstäben, ein Radelfissen aus einem weichen Pflanzenstengel mit Cynodontenzähnen als Radeln, eine Perücke aus Palmblattfasern mit eingeknüpften langen Menschenhaaren. Das Quellgebiet des Xingu wird seit sechzehn Jahren von deutschen Gelehrten erforscht. Die beiden Expeditionen unter Prof. R. v. d. Steinen entdeckten die Quellen, erforschten die ethnographischen Verhältnisse der unberührten Steinzeitindianer des Tamitotoala und Kulischu und legten den Lauf bis zur Mündung fest. Hermann Meyer wählte darauf zwei andere Quellflüsse, den Komuro und Kulüne, und das Gebiet zwischen letzterem und dem Kulischu als Feld seiner Thätigkeit aus. Gegenwärtig dürfte der letztgenannte Forscher, welcher im März dieses Jahres von neuem mit zwei deutschen wissenschaftlichen Begleitern und dreißig Brasilianern von Cuyaba aufgebrochen ist, an dem Teile des Xingu angelangt sein, wo er die Untersuchungen seiner früheren Expedition fortsetzen wollte. —

Gesundheitspflege.

Heilung durch Hypnose und Suggestion. Eine vor kurzem auf einer deutschen Universität vorgekommene Heilung durch Hypnose dürfte besonders deshalb von allgemeinem Interesse sein, weil der Fall zeigt, daß die Anwendung der Hypnose und das Suggestieren von Gedanken und Handlungen doch nicht so einfach ist, als vielfach angenommen wird. Es befand sich, wie der „Vossischen Zeitung“ geschrieben wird, in der Klinik eine Dame, welche absolut keine Nahrung bei sich behalten konnte; jede, auch die leichteste Speise wurde nach kurzer Zeit ausgebrochen. Da alle anderen Mittel versagten, beschloß der Professor, es mit der Hypnose, von der er im ganzen nicht viel hielt, zu versuchen. Er hypnotisierte die Kranke und befahl ihr, zu essen und das Genossene bei sich zu behalten. Dies hatte absolut keinen Erfolg; die Kranke gab das Genossene nach wie vor von sich, und der Professor gab die Behandlung auf. Nicht so sein Assistent, welcher den Versuch auf seine Manier fortsetzte und in folgender Weise verfuhr: Er hypnotisierte die Kranke und befahl ihr zu essen. Nachdem dies geschehen

war, befahl er ihr, zu vergessen, daß sie gegessen habe, und wedte sie nun auf. Sie hatte wirklich so vollständig vergessen, daß sie Nahrung zu sich genommen, daß auch das gewöhnliche Erbrechen ausblieb. Sie behielt die Nahrung bei sich und verdaute sie vollständig. Sie wurde nun mehrere Tage lang auf solche Weise ernährt, wobei ihr noch, damit ihr nicht auffiel, daß sie im wachen Zustande gar nichts aß, suggeriert wurde, daß sie so krank sei, daß sie absolut nichts essen dürfe. Nach und nach, nachdem sich der Magen an die Verdauung der Speisen gewöhnt hatte, verminderte man die Nahrung, welche ihr im hypnotischen Schlaf gegeben wurde, und ließ sie etwas im wachen Zustande genießen. Als sich zeigte, daß der Magen jetzt auch diese Speisen bei sich behielt, steigerte man langsam die Portionen, welche sie im wachen Zustande erhielt, und schließlich kam man dahin, daß sie alle ihre Nahrung im wachen Zustande bekam und auch bei sich behielt. —

Humoristisches.

— Sein Maßstab. Milliardär (auf einem Vierspanner): „Eigentlich sind die Glücksgüter sehr ungerecht verteilt, das muß ich selber sagen. Ich fahre hier mit einem Gespann spazieren, das seine fünfhundert Pfund Sterling gelostet hat, und da gehen Leute zu Fuß, die keine hundert Mark für Omnibus in der Tasche haben!“ —

— Eine Heldenthat. Junge Dame: „O Arthur, wärest Du im Stande, eine Heldenthat zu vollbringen, um mir Deine Liebe zu beweisen, wie es die Ritter thaten?“

Junger Mann: „Aber Rieschen, das thue ich ja jetzt schon, ich trage doch täglich den rot und grünlackierten Schlips, den Du mir geschenkt hast!“ — (Lust. Bl.)

Notizen.

— Richard Dehmels Gedichtsammlung „Aber die Liebe“, ferner „Die Harrisons“, eine Zeitsatire des Wiener Schriftstellers Anton Lindner, und „Unter fremder Sonne“ von Paul Nemer sind von der preussischen Staatsanwaltschaft auf eine anonyme Denunciation hin wegen „sittlicher Bedenken“ beschlagnahmt worden. Die Werke sind vor mehreren Jahren und jetzt schon in mehreren Auflagen im Verlage von Schuster u. Köfler in Berlin erschienen. Der Verleger teilt in einem Briefe an das „V. L.“ mit, daß einer der mit der Voruntersuchung betrauten Herren gesagt habe, er würde Goethes „Gott und die Bajadere“ ebenfalls mit Beschlagnahme belegen, wenn das Buch innerhalb der letzten Jahre erschienen wäre. So geschehen im Jahre achtzehnhundertneundneunzig, zu einer Zeit, in der alle Welt sich zur Goethe-Feier rüstet! —

— Eine Gesamtausgabe der Werke und eine Biographie des Dichters Klaus Groth, die auch seinen Briefwechsel in möglichster Vollständigkeit enthalten wird, bereitet sein Sohn Karl Groth vor. —

— Hauptmanns „Verfunken Mode“ wird auch von dem Pianisten Walter Mehrowitz zu einer Oper mit dem Titel „Mantendelein“ verarbeitet. Der Text ist wörtlich dem Märchenspiel entnommen. Anfang Oktober soll die Partitur vollendet sein. —

— Die von Sebastian Bach gespielte Orgel der alten Johanniskirche in Leipzig, die beim Neubau der Kirche entfernt werden mußte, soll jetzt verkauft werden. Sie wurde von dem Leipziger Orgelbauer Joh. Scheibe gebaut und 1744 durch Bach eingeweiht, der sie bis in seine letzten Lebensjahre spielte. —

— Der letzte Sitzungsbericht der Pariser Akademie der Wissenschaften enthält folgende Stelle: „Herr Oppert verliest eine Arbeit über die Fälschungen und Radierungen, welche die haldäaischen Beamten vierzig Jahrhunderte vor der jetzigen Zeitrechnung begangen haben, um den Fiskus zu befrüchten.“ —

— Ein internationaler Kongreß für ärztliche Staudesinteressen wird während der Weltausstellung zu Paris abgehalten werden. —

— Karl Neufeld will in England und auf dem Festlande eine Reihe von Vorträgen über seine Erlebnisse in der Gefangenschaft beim Khalifen halten. —

— Zur Erforschung des Südpols hat die englische Regierung eine Beihilfe von 900 000 M. der Royal Society zugesagt, für den Fall, daß das Parlament damit einverstanden ist und eine ebenso große Summe auch auf anderem Wege beschafft wird. —

— Ein nationales physikalisches Laboratorium soll in Richmond in England errichtet werden. Das Institut wird hauptsächlich der Prüfung empfindlicher physikalischer Apparate, sowie der Feststellung von Werten und Zahlengrößen, die für wissenschaftliche und industrielle Zwecke von besonderer Wichtigkeit sind, dienen. —